



**Andrea Baier**

**Zur Renaissance des Selbermachens – Eine neue Form von Subsistenzorientierung?**

In: Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaften (Hg.) (2013): Wege vorsorgenden Wirtschaftens, Weimar bei Marburg: Metropolis Verlag, S. 305-321

*1 Den Produktionsprozessen wieder näherkommen*

Neuerdings ist Do-it-yourself wieder „in“. Junge, städtisch orientierte Akteur/-innen wollen Dinge des täglichen Bedarfs wieder selbst herstellen. Selbermachen oder Eigenarbeit gehören zum Bereich des versorgungswirtschaftlichen Handelns. Wenn sich auf diesem Gebiet Neues tut, wenn sich plötzlich junge Leute positiv auf diese sonst gesellschaftlich eher unsichtbare und abgewertete Arbeit beziehen, wenn sie dabei anstelle von Effizienz und Konkurrenz Prinzipien wie Gemeinschaft und Kooperation stark machen, wenn sie womöglich Verschiebungen bewirken im gesellschaftlichen Verhältnis zur Subsistenz, ist das für die Diskussion um eine nachhaltige bzw. vorsorgende Ökonomie zweifellos hoch interessant.

Aber warum wird das Selbermachen gerade jetzt wiederentdeckt? Ist es vielleicht doch nur eine vorübergehende Erscheinung? Eine kurzlebige Mode? Welche Hinweise liefern die aktuellen Vorlieben fürs Handwerkliche und Selbstgemachte für die zeitdiagnostische Analyse, bzw. was verraten sie über die Befindlichkeiten der Individuen in der Postmoderne? Feuilleton und Wissenschaft sind sich in der Einschätzung nicht in allen Punkten einig. Handelt es sich um den Versuch, ein Gegengewicht zur virtuellen Welt zu schaffen? Sind düstere Ahnungen mit im Spiel, dass ein Lebensstil, der komplett abhängig ist von weltweitem Warenverkehr und internationaler Produktion, nicht zukunftsfähig ist und man sich kurz vor (oder schon nach) Peak Oil besser schon mal auf ein anderes Leben einstimmt?

Untergangsstimmung herrscht bei den Protagonist/-innen allerdings nicht, eher das Gegenteil. Markenzeichen ist das unternehmungslustige, unbekümmerte Tun. Das lustbetonte Image unterscheidet das Neue Selbermachen vom alten Selbermachen. Es steht nicht mehr wie in der frühen BRD der hemdsärmelige Eigenheimbesitzer und Hobbybastler, männlich, mit handwerklichem Hintergrund, bzw. weiblich, mit hausfraulichem Hintergrund, Pate, ein bisschen hausbacken, ein bisschen old fashioned, oder die Alternativen und Aussteiger der 1970er, 1980er Jahre, etwas hausbacken auch die, zusätzlich noch recht ideologisch. Diesmal sind es die hippen Stadtbewohner/-innen, die den Ton angeben; selbstbewusste Dilettant/-innen, erfrischend unideologisch, aber trotzdem mit gesellschaftspolitischen Ambitionen.

Neu ist insbesondere, wie die Protagonist/-innen ihre Motivation beschreiben bzw. in welchen Kontext sie ihr Tun einordnen. Waren die „traditionellen“ Selberrmacher entweder auf die eigene Haushalts- und die Alternativen auf die Projektökonomie ausgerichtet, verorten sich die „neuen“ Eigenarbeiter in kommunalen oder durch das Internet begründeten Communities. Sie beziehen sich explizit auf die städtische Kommune und lokale Ökonomien.

Es geht ihnen um Selbstermächtigung und Unabhängigkeit. Sie wollen die Reduzierung auf den Konsumentenstatus nicht länger hinnehmen. Sie wollen vorgefundene Dinge verändern, reparieren, den Bauplan verstehen, und sie suchen auch nach neuen urbanen Lebensweisen. Teamwork, Teilen (von Wissen) und Solidarität gehören zum Selbstverständnis und Ethos der Szene. Unterschwellig geht es zudem um eine andere Ökonomie, die nicht mehr nur von global operierenden Konzernen beherrscht, sondern vor Ort beeinflusst werden kann. Die kooperative ökonomische Selbsthilfe steht mit auf dem Programm. Hier entsteht auch „Unternehmertum von unten“.

Traditionelles Selbermachen bedeutete nicht zwangsläufig die Abkehr vom Konsum. Im Gegenteil, Dinge selber zu machen, war auch eine Möglichkeit, sich einen gewissen Lebensstil leisten zu können. Trotzdem hat die Praxis des Selbermachens die Konsumneigung vermutlich doch gebremst. Dinge, die man selbst gemacht hat, schmeißt man nicht so leichtfertig weg, um sie durch neue zu ersetzen. Das alternative Selbermachen war ausdrücklich mit Konsumkritik verbunden, und es ging um nichts weniger als die Rettung der Welt bzw. die Abkehr von ihrer materiellen Seite. Den neuen Selbstermacher/-innen wird nachgesagt, dass sie Individualist/-innen sind, die das Besondere lieben und sich von Massenware nicht angezogen fühlen. Viele Künstler/-innen sind hier mit von der Partie. Kreativität findet sich auch in der Sprache, die das alles beschreibt bzw. die Sache ins Bild setzt: Stich'n Bitch, Crafting, Fab Labs, Urban Gardening, Urban Knitting etc. Die Open Design City lädt in Berlin zum „Bausteln“ ein und das betahaus in Hamburg in den „Craft-Raum“. Das Haus der Eigenarbeit in München hat seit neuestem eine „HEi-Tec-Werkstatt“ eingerichtet. Das Selbstverständnis der Bewegung ist kosmopolitisch, auf Englisch hört sich einfach vieles viel besser an. Auch die Vorlieben differieren, Siebdruck gehörte nicht zu den klassischen Gewerken der traditionellen Selbstermacher/-innen, Sprüche auf T-Shirts zu sprühen, war ihnen kein Anliegen. Teilweise werden die traditionellen Handwerkstechniken aber auch einfach umcodiert, allen voran Nähen und Stricken. Hier sind es Muster und Farben, die alles in ein anderes Licht setzen. Die Neue Eigenarbeit reflektiert die neuen technischen Möglichkeiten, die modernen Lebensstile und Identitäten und den globalen Rahmen, in den der Alltag längst eingebettet ist.

Früher, sagt der Journalist Holm Friebe im Interview, war Selbermachen „Hobby“ und „Subsistenz“, heute ist es Mittel zum Austausch, zur Selbstdarstellung, Grundlage für eine Beteiligung am „Marktplatz“: „Es geht ... nicht so sehr ums Stricken für Nachbarn und Familie, sondern es besteht ein gewisser Reiz darin, dass es jetzt Marktplätze dafür gibt, Leute haben Spaß daran, auch ein Feedback vom Markt zu bekommen, indem sie ihre Produkte über Internetplattformen wie Etsy.com oder Dawanda anbieten, und zu sehen: Es gibt Leute, die Handgemachtem so viel Wert beimessen, dass sie auch bereit sind, dafür zu zahlen. Natürlich kann man sagen, jetzt trägt jeder seine Haut zu Markte, aber darum geht es nicht. In erster Linie geht es darum, sich in seinem Hobby zu professionalisieren und eventuell auch ein Zubrot zu verdienen, um nicht auf einen Job in der Industrie angewiesen zu sein.“ (Friebe Jan./Feb 2011, 35)

## 2 Austausch stellt Öffentlichkeit her

Friebe spricht hier mehrere interessante Aspekte an, auch wenn er eine unnötige Abgrenzung von Subsistenz vornimmt<sup>1</sup>: Markt ist auch Kommunikation und soziales Geschehen.

---

<sup>1</sup> Schließlich müssen sich Markt und Subsistenzorientierung nicht in jedem Fall widersprechen. Auch Gesellschaften mit verallgemeinerter Subsistenzproduktion kennen Märkte. Es wird auch dort getauscht und gehan-

Über den Markt kommen Menschen in Austausch (nicht nur von Waren). Seit es nicht mehr allein die Familie und die alteingesessene Umgebung sind, die Identität und Zugehörigkeit garantieren, finden Austausch, Selbstvergewisserung, Wir-Gruppen-Bildung in neuen sozialen Zusammenhängen statt bzw. in neuen sozialen Räumen. Der Austausch von Selbstgemachtem stellt Öffentlichkeit her, über die gegenseitige Anerkennung der Professionalitäten entsteht Community, im besonderen Fall die Internet basierte Gemeinschaft von Bastlern und DIYlern. Es sind typischer Weise gerade Subsistenzmärkte bzw. Professionalisierungen in Bereichen der Subsistenz, die einen kooperativen, solidarischen Austausch (Markt) ermöglichen, die solche sozialen Effekte produzieren (Bennholdt-Thomsen et al 1993). Es geht eben nicht darum, sagt Friebe, seine Haut zu Markte zu tragen, sondern im Gegenteil darum, sich unabhängiger zu machen vom Zwang, seine Arbeitskraft gegen Lohn verkaufen zu müssen. Ob das gelingen kann, ist ungewiss. Schließlich gibt es neben dem Lohnarbeitsverhältnis noch andere Formen der Subsumtion unter das Kapitalverhältnis. Aber die Kultivierung eigener Fähigkeiten vergrößert womöglich die Schlupflöcher. Klar ist nur: Solange man sich mit seinem „Hobby“ mit industriell hergestellten Waren messen muss, entkommt man den Zwängen des Systems nicht. Erst wenn es gelingt, andere Werte, andere Märkte zu etablieren, könnten die neuen Vermarktungsmöglichkeiten (über das Internet, über soziale Communities) zu den von Friebe prognostizierten Freiheiten beitragen (Stehr 2007).

### 3 *Citizenship durch Selbermachen: Open Design City Berlin*

Open Design City ist eine Offene Werkstatt, in der sich das Neue Selbermachen finden/beobachten lässt. In einem ca. 150 m<sup>2</sup> großer Werkraum stehen Maschinen, viele selbstgebaut, Tische und Materialien zur freien Verfügung. Es werden Module produziert, Teekannen ausgedruckt, Stühle repariert, Pullover gestrickt. Man kann entweder Mitglied werden bzw. einen Arbeitsplatz mieten oder zu den diversen Workshops gehen, die immer wieder angeboten werden. Auf ihrer Internetseite bezeichnen sich die Mitglieder/-innen des Vereins als „citizens“, sie sind laut Selbstbeschreibung eine „diverse group“ talentierter, interessierter, fähiger („skilled“) Individualisten. Sie verzichten ausdrücklich auf eine kollektive Identität. Es sind gerade die Unterschiede, finden sie, die die Gelegenheit für Wachstum und Innovation schaffen. „Wachstum und Innovation“ klingt nicht unbedingt fortschrittskritisch, aber gemeint sind das persönliche Wachstum und die nichtkommerzielle Innovation. Es sind die einzelnen „citizens“, heißt es, die Open Design City zu dem machen, was sie ist.

Die Bezugnahme auf die Stadt ist im Selbstverständnis ein wesentlicher Punkt. Es schwingt der alte Emanzipationsanspruch mit, der sich mit (der europäischen) Stadt verbindet: In einem Gemeinwesen selber für die Gestaltung der Lebensverhältnisse zuständig zu sein und Verantwortung zu übernehmen. Die Nutzer/-innen der Open Design City sitzen nicht nur tüftelnd in der Werkstatt, sie haben auch einen sozialen Anspruch und wollen Gesellschaft mitgestalten. Außerdem wollen sie Gelegenheiten zum Austausch schaffen. Andere darin zu unterstützen, das anzugehen, von dem sie denken, es nicht zu können, neue Dinge zu lernen und herauszufinden, wie sie mit anderen „kollaborieren“ können („to help them let go of what they think they can't do, learn new skills and find how they can collaborate with others“), beschreibt das Gründungsmitglied Jay Cousins auf der Website ihr Anliegen. Als „universeller Amateur“ mit großem Interesse an Do-it-yourself, Design und „Openness“ versteht sich ein anderer Mitgründer. Phillip Steffan hat das Online-Magazin „Bausteln“ ge-

---

delt. Nur ist das Ziel immer noch Versorgung und nicht Geld oder Akkumulation von Kapital. Im Konzept des Vorsorgenden Wirtschaftens soll sich die Ökonomie insgesamt am für das Gute Leben Notwendigen orientieren.

gründet, um allen, die es wollen, die Benutzung von „smart electronics“ zu ermöglichen. „Es wäre schön, wenn die Menschen den Produktionsprozessen wieder näherkommen könnten, auch im Bereich High-Tech“, sagt Jay Cousin im Interview mit der Zeitschrift Oya (Jan/Feb 2011, 48).

Die Gründer beschreiben ihr Projekt als gelungene („powerful“) Kombination von (Möglichkeiten-)Raum, Ressourcen und Community. „Wissenteilen“ ist ein zentrales Stichwort: Sie sind stolz darauf, einen Ort zu schaffen, wo die Community ihr Wissen teilt (bzw. die Community entsteht überhaupt erst durch das Teilen von Wissen). Man kann an Kursen teilnehmen oder selber welche geben, um die eigenen Fähigkeiten zu erweitern oder zu teilen „for fun and profit“. Es geht darum, die Prinzipien des offenen Designs zu erforschen. „Open Design“ bedeutet Design für die Allmende, die Produkte sollen alle Interessierten frei adaptieren, modifizieren und umbauen können. Die Eingangsbarrieren sollen minimal sein. Open-Design-Produkte werden normalerweise keine fertigen, abgeschlossenen Produkte sein, sondern in der Entwicklung bleiben, im Dialog mit den Nutzern und der Welt. Zu diesem Zweck („to this end“) sollen Open Design Citizens danach suchen, ihre Arbeit/Werke mit der Welt zu teilen. Die Fokussierung auf die Verbundenheit zwischen Selbst und Welt zeigt sich deutlich in der Leitlinie von Open Design City: Share – yourself, your tools, your time, your ideas – and grow! Soweit die Selbstdarstellung auf der Internetseite. (<http://opendesigncity.de>, 13.9.2012)

#### 4 *Selbstbestimmte Produktion für alle: Fabulous St. Pauli Hamburg*

Fabulous St. Pauli ist eine andere Initiative, die von der „Selbstbestimmte(n) Produktion für alle – mitten in der Stadt“ träumt. Als offene Stadtteilwerkstätten sollen Fab Labs (Fabrication Laboratories) „auf zeitgemäße und flexible Art die Produktion in die Stadt zurückholen“.

In den lokalen Produktionsstätten soll nicht nur Heimwerken möglich sein, die Rede ist von „technische(r) Weiterbildung für alle“. Institutionelle und gewerbliche Entwickler/-innen sind ebenfalls eingeladen. Bedingung ist wie bei Open Design City die Bereitschaft, das angeeignete Produktions-Know-how zu teilen (Open Source Prinzip: Produktionswiki).

Fab Labs sind typischerweise Hightech-Werkstätten, ausgestattet mit computergestützten Maschinen wie CNC-Fräse, 3D-Drucker, Lasercutter. Ein Fab Lab verspricht, im Kleinen das produzieren zu können, was sonst nur in der Fabrik gefertigt werden kann. Die Idee ist, größere Unabhängigkeit durch weniger Konsum und mehr Reparatur zu ermöglichen. Vom Konsumenten zum Produzenten zu werden, ist das erklärte Ziel. Das Hamburger Stadtteil-Fab-Lab soll zugleich Café, Entwicklungslabor und Werkstatt sein: Das Café funktioniert als Kommunikationszentrum und Anlaufstelle, als Ort, wo Ideen entwickelt und Konzepte erarbeitet werden. Im Entwicklungslabor wird die Sache durchgeplant (Grafiken, Konstruktionsplan), in der Werkstatt schließlich verwirklicht.

Außerdem steht die Werkstatt im Viertel für das Recht auf Stadt, für Stadtentwicklung im Interesse der Stadtbewohner/-innen. Die Forderung nach bezahlbarem Wohnraum und lokaler Ökonomie, die Verbindung von Leben und Arbeit gehören unmittelbar zusammen. „Langfristig wollen wir im Fab Lab Lösungen für dringende Probleme der Stadt entwickeln. Neben der Entwicklung von Produkten ist die Änderung der Arbeits- und Produktionsverhältnisse ein wichtiges Thema. Wir brauchen aber auch nachhaltige und innovative Lösungsansätze für Probleme im Bereich Energie (Energy Lab), Müll (Recycling Lab), Verkehr (Mobility Lab) oder Gardening (Botanic Lab). Es ist ein wichtiges Anliegen des Fab Labs, die neuen technischen und materialbedingten Möglichkeiten für wichtige gesellschaftliche Fra-

gen nutzbar zu machen. Damit möchte das Fab Lab einen Wissenstransfer anregen, der die Bereiche Mensch, Technik und Gesellschaft umfasst.“

(siehe: Fabulous. St Pauli. Konzept für ein Fab Lab auf St. Pauli, [www.fablab-hamburg.org](http://www.fablab-hamburg.org), 13.9.2012)

Man sieht, das Selbermachen betrifft alle möglichen Bereiche, analoge wie digitale. Die „Fabbies“ experimentieren mit 3D-Drucker und CNC-Fräse, man besinnt sich aber auch auf altbewährte Techniken wie Stricken und Nähen. Das kann auch gerne im geteilten Raum stattfinden, die Bezeichnung Fab Lab wird inzwischen auch für „analoge Werkstätten“ verwendet. Es geht eben vor allem um das Selbstverständnis, um den Subtext der Sache, die Software, wenn man so will, statt um die konkrete Unternehmung. Der innere Zusammenhang scheinbar so grundverschiedener Dinge wie CNC-Fräsen und Kochen, Lastenfahrräder bauen und Gärtnern, Plastikersatzteileausdrucken und Stricken oder Häkeln ist die erklärte Absicht, das eigene Leben wieder mehr in die eigenen Hände nehmen zu wollen. Anders formuliert: Es geht darum zu prüfen, ob man noch Herr (oder Frau) des eigenen Lebens ist bzw. ob man es wieder werden könnte.

## 5 *Industrieprodukte entzaubern*

„Wir sind alle Nerds“, erklärt Wolfgang Wopperer, Mitbegründer vom betahaus Hamburg, „wir betreiben eine Sache um ihrer selbst willen, wir wollen wissen, den Dingen auf den Grund gehen, oder etwas von Grund auf machen. Wenn wir kochen, wollen wir wissen, wo die Zutaten herkommen.“ Auch wenn das dazu führe, dass man nach einem „Pork-Workshop, in dem es um die ultimative Zubereitung von Schweinefleisch geht, zum „Teilzeitvegetarier“ wird, weil man an gutes Fleisch nicht immer herankommt, Fleisch, das den hohen geschmacklichen Anforderungen genügt und dessen Herstellungsbedingungen man verantworten kann.

Man will die Dinge durchdringen, von Anfang bis Ende verstehen, verbessern, umnutzen, reparieren, weiterverwerten – das sind immer wieder die Stichworte. Industrieprodukte zu entzaubern, darum geht es auch: „Wenn du etwas nicht aufmachen kannst, dann gehört es dir nicht“, erklärt Markus Heinz, von der „Baustelle“, einer Initiative für ein Fab Lab in Hamburg, sein Anliegen. „Wenn ich das Innenleben eines Dings beurteilen kann, kaufe ich auch nicht mehr jeden Scheiß. Ich weiß dann, ob es das wert ist, was sie dafür haben wollen.“ So etwas macht selbstbewusst und unbequem, das kann Hersteller in Verlegenheit bringen. Nicht umsonst hat die Industrie bewusst versucht, ihre Produkte zu verschließen, geradezu abzuschließen: Nachbau und Reparieren nicht mehr möglich, nicht erwünscht, nicht erlaubt. Die Nerds wollen das nicht mehr hinnehmen.

Im Grunde sei es ein Anknüpfen an Basteleien als Kind und Jugendlicher, meint Markus Heinz, früher habe er mit Computerbasteleien Lämpchen an Spielzeugautos zum Glühen gebracht. In seinem Beruf, er ist Ingenieur, habe er dann diesen unmittelbaren Zugang zur Umsetzung von Wissen verloren und erst jetzt endlich wiedergefunden. „Der Mensch will ja basteln“, ist Markus Heinz überzeugt. Er will auch mit den Händen was tun, Sachen sichtbar in die Welt bringen. Die Resonanz auf die Bastelnachmittage und -abende in den Neuen Offenen Werkstätten scheint ihm recht zu geben.<sup>2</sup>

---

<sup>2</sup> Gespräche im betahaus Hamburg im Frühjahr 2011

## 6 Die Generation Facebook in Aktion: betahaus Hamburg

Wenn man nur zehn Minuten zu spät ist, hat man schon kaum noch Aussicht auf einen Stuhl. Lena Schiller Clausen wundert sich selbst über den Ansturm. Schätzungsweise 70 Leute tummeln sich in den Räumen des Hamburger betahauses, in dem sie mit ein paar Mitstreiter/-innen jetzt den zweiten „Craft-Raum“ organisiert hat. An zwei langen Tischen sitzen die „Worker/-innen“, die meisten Frauen, alle ziemlich jung, ein paar unter 20, die anderen zwischen 20 und 35 Jahre, einige Kinder sind auch dabei. Viele haben über Facebook von dem Event erfahren.

An der Theke gibt es gegen fünf Euro einen Eintrittsstempel, Bastelmaterial und ein Getränk inklusive. Außerdem stehen gegen Spende Snacks bereit. Um die Tische vorne und hinten sitzen jeweils die Themengruppen. Diesmal werden Saatbomben gebacken, Knetgummi geformt, Vögel gefaltet, Luftballons gebogen, Trillerpfeifen ausgedruckt, Patchworks gestrickt und Ketten gefädelt. In jeder Gruppe sitzt eine Person, die sich auskennt.

Die Atmosphäre ist locker, freundlich, konzentriert. Sie haben einen DJ engagiert, aber die Musik ist nicht so laut wie in der Disco, man kann sich unterhalten.

Am Knetgummitisch entstehen erstaunliche Dinge: Osterhasen, Fuchs und Hai, Braut und Bär im Ballerinalook. Wie im Kindergarten, könnte man denken, aber auch verblüffend kunstfertig. Rechts neben den Knetter/-innen werden die „Birds“ gefaltet und individuell weiter gestaltet. Die Faltvorlage findet sich im Internet. Markus Heinz schwärmt, welche Techniken sich inzwischen im Netz entdecken und herunterladen ließen. Es seien sehr anspruchsvolle darunter. Bei den Faltfiguren des heutigen Abends geht es aber mehr um die individuelle Ausstaffierung, manche bekommen nicht nur spezielle Kleider, aus den Stoffresten und Knöpfen, die ausliegen, sondern auch noch batteriebetriebene Augen. Hier greifen die Tätigkeiten der Bastelgruppen ineinander: erst Papier, Schere und Klebstoff, anschließend Platinen, Verdrahtungen, Elektronik. Beim ersten „Craft-Raum“ haben sie einen 3D-Drucker gebaut, der ist jetzt im Einsatz. Einer sitzt mit dem Laptop davor und erklärt die Möglichkeiten. Es werden Kontakte gesteckt und Lichter geschaltet und als Krönung zum Schluss eine Trillerpfeife gedruckt, inklusive kleiner Kugel. Unweit davon sitzen die Luftballonkünstler/-innen, passend zum Frühling werden hauptsächlich Tulpen in allen Schattierungen und Farben geknotet. Ab und zu platzt ein Ballon. Zwischendurch geht einmal das Licht aus und die Musik wird lauter. Jemand hat Geburtstag und bekommt eine Torte, von der später alle probieren dürfen. Danach geht das geschäftige Treiben weiter, die meisten haben sich ohnehin nicht stören lassen, nur kurz hoch geschaut.

Im Nebenraum wird gestrickt. Am Ende wird alles zusammengenäht und um einen Laternenpfahl gewickelt. Manche konnten vorher schon stricken, manche nicht. Am Ende des Tages können es alle.

„Viele kommen das erste Mal seit ihrer Kindheit mal wieder dazu, etwas mit ihren Händen zu machen“, erklärt sich Lena Schiller Clausen die geschäftige Atmosphäre, eine besondere Mischung aus Ernsthaftigkeit und Leichtigkeit. Wenn die Begeisterung anhält, müssten sie wohl bald anbauen. Wird es so weitergehen? Oder ist es ein vorübergehender Hype?

Die Leute werden jetzt nicht dauernd mit Knetgummi und Luftballons hantieren, meint Lena Schiller Clausen, aber die Erfahrungen, die sie hier machen, werden im Alltag nachwirken: „Insbesondere die neuen technischen Möglichkeiten – 3D-Drucker, CNC-Fräse etc. – werden dazu führen, dass die Leute sich die Geräte, von denen sie inzwischen umgeben sind, wieder kritischer anschauen. Wenn man sich selbst seine Ersatzteile ausdrucken kann, wird das den Umgang mit den Dingen verändern. In nicht allzu ferner Zukunft, wird

diese Möglichkeit allen zur Verfügung stehen. Wenn man weiß, wie Dinge funktionieren, wie Dinge selber zu machen sind, wird man auch zunehmend wissen wollen, wo die Dinge herkommen, mit welchen Materialien sie unter welchen Bedingungen gebaut wurden etc. Hier findet eine Emanzipation statt.“ Lena Schiller Clausen sagt, dass sie das an sich selbst beobachten kann. Der Umgang mit den Dingen mit den Händen und der technische Umgang mit ihnen ist für sie dabei kein Gegensatz. Es gehöre vielmehr zusammen, der Zugang, das Interesse sei bei beidem dasselbe.

So gegen dreiundzwanzig Uhr haben viele Anwesende Bastelei und Strickerei eingestellt, stehen oder sitzen in Grüppchen zusammen und unterhalten sich. Überhaupt wurde an dem Abend sehr viel gequasselt. Ein Happening, so ähnlich wie eine Party in der Küche. Zum Schluss sind die Tische übersät mit Tulpen, Vögelchen und sonstigen Figuren. Ein Gesamtkunstwerk. Und der Laternenpfahl auf der gegenüberliegenden Seite ist eingestrickt, ein Statement gegen triste Hässlichkeit, das sich immer häufiger im Stadtbild findet.

## 7 Kompetenzen zurückgewinnen:

### *Von Guerilla-Näh-Nachmittagen und eigenmächtiger Produktion*

Christine Ax schreibt in ihrem Buch „Die Könnensgesellschaft“, dass die modernen Individuen außer Kaufen nichts mehr können sollen. Matthew Crawford schließt sich in seinem Buch „Ich schraube, also bin ich“ dieser Diagnose an: „Wissensarbeit wird einer stetig schrumpfenden Elite übertragen“ (2011, 64). Der Rest der Menschheit hat allenfalls noch Bürodienst zu erwarten, (und der kann dann auch sehr gut outgesourct werden) (ebenda, 64ff).<sup>3</sup> Er zitiert Barbara Garson, die in ihrem Buch „Schöne neue Arbeitswelt. Wie Computer das Büro von morgen zur Fabrik von gestern machen“ aufzeigt, wie „Expertenprogramme“ daran arbeiten, das Urteilsvermögen von Menschen sukzessive zu ersetzen (ebenda, 52).

Das heißt, auch im postfordistischen Zeitalter hat sich das Fließband nicht erledigt, im Gegenteil. Die geisttötende Arbeit weitet sich immer noch weiter aus. Das Neue Selbermachen, die Freude am „Basteln“ – ob mit Knetgummi oder am Computer – könnte man insofern als Widerspiel oder Gegenströmung verstehen.<sup>4</sup> Es geht darum, gegen diese Entmündigung bzw. Enteignung vorzugehen und die Kontrolle über das eigene Leben, über den Alltag zurückzugewinnen. Angesichts dieser Motivlage ist es eben doch nicht erstaunlich, sondern folgerichtig, dass sich die Neugier der neuen Selberrmacher gleichermaßen auf 3D-Drucker wie aufs Kochen, Nähen etc. oder auch die Mobilität richtet. Alles solches ist wichtig, gehört es doch für die modernen Individuen zum täglichen Leben. Die Faszination für die computergestützte Fabrikation, für das World Wide Web mit seinen grenzüberschreitenden Kommunikationsoptionen ist allenthalben spürbar, und dennoch liegt der Schwerpunkt des Neuen Selbermachens (wie des traditionellen) im Bereich der „Reproduktion“ (Kochen, Gärtnern, Wohnen – sprich, das Haus besorgen, die Versorgung sichern). Trotz digitaler Welt, kommen wir nicht umhin zu essen, ungefähr drei Mal am Tag, kommen wir nicht umhin, uns zu kleiden und zu wohnen. Wer sich in der alltäglichen Lebensführung wieder eigenmächtiger fühlen will, landet unweigerlich bei der Subsistenz.<sup>5</sup>

<sup>3</sup> Anbieter von Dienstleistungen, die auf der Anwendung von Regeln beruhen, stehen längst auf der Abschlusssliste. Entweder werden ihre Dienste von billigeren Fachkräften im Ausland erledigt, oder sie werden durch Computerprogramme überflüssig.

<sup>4</sup> Crawford empfiehlt, „eine Arbeit zu finden, die sich der Taylorschen Logik entzieht und vor ihr sicher ist“ (2011, 65). Ihm scheint das Handwerk die „natürliche Heimat für denjenigen zu sein, der selbstbestimmt arbeiten will“ (2011, 75)

<sup>5</sup> Umgekehrt hielten viele an Subsistenz und Eigenarbeit fest, auch als sie noch unmodern war, weil sie auf die Unabhängigkeit und die Eigenständigkeit nicht verzichten wollten (Baier, Müller, Werner 2007).

„Wer nicht selber nähen kann, verfügt nicht wirklich über Eigenständigkeit“, findet Ester Tigoue, die in der Werkbox3 in München eine Nähwerkstatt betreibt und „Guerilla-Näh-Nachmittage“ organisiert: „Dann muss man halt ins Kaufhaus gehen“. Und ob die Leute in Zukunft noch das Geld dafür haben werden, scheint ihr ungewiss. „Guerilla“ steht für sie für einfach mal loslegen, ausprobieren, sich trauen, sich nicht um die Regeln kümmern. Zehn Nähmaschinen haben sie für die Aktion Anfang des Jahres in die Halle gestellt. Sie waren die ganze Zeit über besetzt. Auch hier findet sich wieder diese Kombination: Kleines Gewerbe bzw. Unternehmertum gekoppelt mit Do-it-yourself-Happenings. Das Motiv für ihr Engagement: Sie will etwas gegen den drohenden Kulturverlust unternehmen. Dass die Leute keine Knöpfe mehr an- und keine Hosenbeine mehr umnähen können, will ihr nicht in den Kopf. Etwas kundigere Kund/-innen erscheinen ihr dabei nicht als Konkurrenz. Wie viele Künstler-Handwerker/-innen versteht sie ihre Bereitschaft, Wissen zu teilen, als Werbung in eigener Sache. Sie erhofft sich Verständnis für ihre Lage und Profession: Wenn die Leute selber wissen bzw. merken, wie viel Mühe es kostet, eine Hose selber zu nähen, dann sind sie auch eher bereit, einen entsprechenden Preis zu bezahlen. Sie sehen dann, wie unrealistisch die Ladenpreise sind. Andererseits sehen sie auch: Nähen ist keine Hexerei, mir eine Hose umnähen, das kann ich auch selbst.<sup>6</sup>

Und so haben die neuen Nähwerkstätten immer größeren Zulauf, im „textilen Bereich“ ist das Selbermachen besonders verbreitet: Stricken, Nähen, Häkeln, Siebdrucken. Das mag daran liegen, dass man schließlich irgendetwas anziehen muss, es sich also um einen sehr grundsätzlichen Bedarf handelt. Es hat aber auch damit zu tun, dass das Bedürfnis und die Möglichkeit, sich selbst auszudrücken, hier besonders groß ist. Wie man sich kleidet, ist immer ein Statement.

## 8 Kontrolle über das eigene Leben

Auch im Urban Gardening geht es greifbar elementar um Souveränität. Langsam aber sicher entwickelt sich das Gärtnern zu einer sozialen Bewegung. Landauf, landab werden immer mehr Gemeinschaftsgärten gegründet (Müller 2011).<sup>7</sup> Dabei geht es nicht nur um den Treffpunkt in der Nachbarschaft, um die Erholung von der Stadt, um den etwas anderen Spielplatz für die Kinder, es geht auch um die Lebensmittelfrage. Das Säen, Pflegen, Ernten und Essen von Gemüse und Obst spielt eine besondere Rolle. Wenn auch nicht gleich die komplette Selbstversorgung angestrebt wird, so doch die Kompetenz, zu wissen, wie man Gemüse anbaut und verarbeitet, sich also im Zweifel selbst ernährt.<sup>8</sup>

Die Neuen Gärtner/-innen entwickeln dabei auch ein wachsendes Interesse für die Bedingungen, wie Lebensmittel angebaut und verarbeitet werden, und ein neues Verhältnis zum Wert von Lebensmitteln: „Wenn ich weiß, wie viel Mühe das kostet, so eine Aubergi-

<sup>6</sup> Gespräch mit Ester Tigoue September 2011

<sup>7</sup> Die ersten, die das Gärtnern in Gemeinschaftsgärten anfangen, waren in Deutschland die Migrant/-innen. Seit 1996 der erste Interkulturelle Garten in Göttingen gegründet wurde (Müller 2002), hat sich die Idee im ganzen Land verbreitet. Derzeit gehören 135 Gärten dem „Netzwerk Interkulturelle Gärten“ an, 76 sind in Planung ([www.stiftung-interkultur.de](http://www.stiftung-interkultur.de), 13.9.2012).

<sup>8</sup> Dieses Ansinnen macht im Übrigen selbst vor Schrebergärten nicht halt, die sich angesichts der neuen Gartenbewegung auch verändern müssen. „Die jungen Leute sind auf dem Öko-Trip, die wollen Gemüse“, stellt Günter Mayer, Pressewart des Stadtverbandes Leipzig der Kleingärtner fest. In Leipzig gibt es inzwischen zahlreiche sogenannte alternative Gärten in den Schreberanlagen, das sind Gärten, die nicht von Familien, sondern von Wohngemeinschaften oder von sonst untereinander befreundeten Menschen gepachtet wurden.

nenpflanze durchzubringen, das schafft noch mal ein ganz anderes Bewusstsein für das, was da (im Bioladen) rumliegt“, sagt Robert Shaw vom Berliner Prinzessinnengarten.<sup>9</sup>

„Um das Essen müssen wir uns zuerst kümmern, Lebensmittel anzubauen, das ist die Basis von allem anderen“, sagt Marian Schwarz, der in Leipzig eine von einer Community unterstützte Gemüsegeärtnerei<sup>10</sup> aufbauen will.

Urban Gardening ist divers: Es gibt die von einer Community (und Vereinsbeiträgen) getragenen Nachbarschaftsgärten bzw. Gemeinschaftsgärten oder Projekte wie den Prinzessinnengarten in Berlin, die als soziales Unternehmen funktionieren und den Lebensunterhalt der Beteiligten erwirtschaften sollen. Ob „Hobby“ oder „Lebensunterhalt“ – was die Neuen Gärten von den etablierten Schrebergärten unterscheidet, ist aber insbesondere ihr gesellschaftspolitischer Anspruch. Es geht hier auch um bürgerschaftliches Engagement in Sachen Stadtentwicklung. Wie soll die Stadt der Zukunft aussehen? Die Gärtner/-innen finden: Sie soll Möglichkeiten der Begegnung bereithalten, sie soll grüner sein, sie soll mehr Bürgerbeteiligung ermöglichen, insbesondere soll sie die Versorgung der Stadtbewohner/-innen mit den notwendigen Dingen des alltäglichen Lebens, zumal mit Lebensmitteln, stadtnah und nachhaltig ermöglichen.<sup>11</sup>

Sowohl in den Gärten als auch in den Werkstätten geht es damit um Vorstellungen vom städtischen Zusammenleben bzw. zur Stadtplanung. Es handelt sich in beiden Fällen um selbstbewusste Bürger/-innen, die sich fürs urbane Gemeinwesen engagieren und es mitgestalten wollen. Es sind Aktivitäten, bei denen städtische Öffentlichkeit entsteht und entstehen soll. Nicht selten beziehen sich die Protagonist/-innen auf Diskurse, in denen es um die Zukunftsfähigkeit der künftigen gesellschaftlichen Entwicklungen geht. Demokratisierung ist dabei ebenso ein Stichwort wie Ernährungssicherheit oder Lebensqualität, die sich nicht auf den Konsum von Gütern beschränkt. Man ist es leid, fremdversorgt zu werden, nicht mehr durchzublicken, Dinge anderen zu überlassen, die man auch selber machen könnte. Man hat auch genug davon, immer wieder neue Ressourcen zu verschwenden.

Mehr Selbstbestimmung für das eigene Leben zu beanspruchen bzw. zurückzufordern, sich um die eigenen Angelegenheiten auch selbst zu kümmern – das ist die Klammer, wenn in den Neuen Offenen Werkstätten Bioplastik (aus Mais) angerührt wird, auf dem Sperrmüll gefundene Staubsauger zum Tiefziehgerät werden oder in den Neuen Gärten zwanzig alte Kartoffelsorten zu finden sind. In beiden Fällen geht es um die Machtfrage, d.h. um die Infragestellung der Macht, und um Subversion: Maschinen verstehen und für eigene Zwecke umbauen, Technik entmystifizieren, Verfahren und Produktionsmittel demokratisieren, eigenes Saatgut produzieren, Wissen und Fähigkeiten weitergeben, lokale Ökonomien bilden.

<sup>9</sup> Interview Christa Müller Juli 2010.

<sup>10</sup> CSA: Community Supported Agriculture.

<sup>11</sup> Zur urbanen Landwirtschaft gehören außerdem das „Guerilla Gardening“ (unautorisiertes Pflanzen und Säen im öffentlichen Raum), die „Krautgärten“ (interessierte Stadtmenschen pachten ein Stück des Ackers, den ein Bauer mit verschiedenen Gemüsen bestellt hat, für eine Saison und übernehmen nach der Aussaat die Pflege und Ernte der Feldfrüchte), Projekte wie „Mundraub“ (Sammlung und Bekanntgabe von Obstbäumen, die abgeerntet werden dürfen, via Internet), die Interkulturellen Gärten (s.o.), temporäre Kunstaktionen im öffentlichen Raum, natürlich auch als althergebrachte Formen die Schrebergärten (soweit sie noch der Selbstversorgung dienen), das Grabeland (städtischer Grund, der zur Zwischennutzung an die Städter/-innen gegeben wird), eventuell auch die Siedlungsgärten (explizit zur Subsistenz gedachte, angelegte Nutzgärten; davon dürfte es nur noch wenige geben). Die Definition ist allerdings ohnehin umstritten, u.U. hilft die unter dem Oberbegriff „urban agriculture“ im Englischen übliche Differenzierung zwischen „urban farming“ (professionell) und „urban gardening“ (eher unprofessionell) weiter. Prinzessinnengarten oder andere Stadtgeärtnereien könnten als soziale Unternehmen in diesem Sinne zum „urban gardening“ gezählt werden.

## 9 *Widerspruch gegen neoliberale Zumutungen*

Es ist eine interessante Frage, ob damit auch eine Kritik des gesellschaftlichen Verhältnisses von Waren- und Subsistenzproduktion auf der Agenda steht, bzw. ob es möglich ist, ausgehend vom Selbermachen das gesellschaftliche Verhältnis von Waren- und Subsistenzproduktion zu hinterfragen. Immerhin bekommt die Subsistenz (das Nähen, das Gärtnern, das Kochen, das Sich-Kümmern) eine neue gesellschaftliche Sichtbarkeit und Präsenz, kehrt die neuerliche Entdeckung des Selbermachens in gewisser Weise den Trend um, dass die Subsistenz zunehmend ins gesellschaftliche Abseits geschoben wurde.

„Von der Subsistenzproduktion zur Warenproduktion“ lässt sich die Entwicklungsrichtung in der Moderne überschreiben. Auch wenn die Subsistenzproduktion nicht verschwindet, gibt sie schon lange nicht mehr den Ton an. In einer Gesellschaft mit verallgemeinerter Warenproduktion lebt es sich anders als in einer von Subsistenzproduktion geprägten Gesellschaft. Anders formuliert: Es macht einen Unterschied, ob das Ziel der gesellschaftlichen Produktion Geld oder Leben ist. Eben weil das Ziel Geld bzw. Kapitalakkumulation ist, werden immer mehr Subsistenzprodukte in Waren verwandelt, wird, was man früher selber gemacht hat, heute gekauft. Für Erwerbstätigkeit und Konsum werden immer mehr (Zeit-)Ressourcen mobilisiert. Sich mit den Dingen zu beschäftigen, die kein Geld bringen, die nicht in der allgemeinen Warenproduktion angesiedelt sind, ist insofern auch eine Art Widerspruch gegen die neoliberale Zumutung, sich immer und überall marktrational zu verhalten.

Die Abkehr von den Orten der Subsistenz – Garten, Küche, Haus, häusliche (bzw. Offene) Werkstatt, Nachbarschaft – versprach lange Zeit gesellschaftliche Wertschätzung. Wenn man sich diesen Orten bewusst wieder zuwendet, hat sich womöglich etwas verändert oder wird sich langfristig etwas ändern. Die Abgrenzung gegen die Subsistenz ist schließlich ein entscheidendes Puzzlestück innerhalb der kapitalistischen Marktordnung.

Wenn immer mehr Subsistenztätigkeiten und Subsistenzprodukte in Waren verwandelt werden, ist im Gegenzug immer mehr Aufwand – Eigenarbeit und DIY – zu betreiben, um die Waren wieder zurück in Lebensmittel zu verwandeln. Der merkwürdige Subsistenzverlust mitten im Warenreichtum zeugt davon.<sup>12</sup> Auf die Dauer reicht es eben nicht, die Fertigpizza in den Ofen zu schieben – davon wird man dick und unglücklich –, und Pflege gemäß den Pflegesätzen garantiert kein menschenwürdiges Leben. Selbstgemachtes hat diesen besonderen Charme, weil hier ein Mensch und keine Maschine (und auch keine „Arbeitskraft“) am Werk war. Nur deshalb können sich über Selbstgemachtes und Subsistenzproduktion soziale Beziehungen herstellen. Wenn sich ein Mangel an menschlicher Nähe, an gemeinschaftlicher Verbundenheit, an sozialer Sicherheit mehr und mehr ausbreitet, kann das gemeinschaftliche Selbertun dann als Gegenmittel fungieren? Die Renaissance des Selbermachens deutet darauf hin. Die ausschließliche Versorgung über den Markt und der Verlust von eigenem Tun erzeugen einen spezifischen Mangel. Menschen haben sich noch nie gerne auf die ökonomischen Verhältnisse und Beziehungen reduzieren lassen. Selbstgemachtes ist persönlicher. Mit Liebe gemacht. Hier wird ein ganzheitlicher Produktionsprozess dahinter vermutet. Es ist von Anfang an ein soziales Geschehen: „Selbermachen ist fast immer dann am tollsten, wenn man anderen Menschen eine Freude macht.“ (Klinger 2011, 314)

Man kann sich darüber streiten, ob Eigenarbeit immer der Subsistenz dient, Eigenarbeit in Fab Labs etwa. Dient es der Subsistenz, Ersatzteile für Küchengerät und sonstige Artefakte auszudrucken? Wie unabhängig macht eine Tätigkeit, die so dringend auf Energie und

---

<sup>12</sup> Zur Krise der Reproduktion vgl. Bock, Stephanie, Heeg, Susanne, Rodenstein, Marianne (1997): Reproduktion und Stadtstruktur, in: Bauhardt, Christine, Becker, Ruth (Hg.): Durch die Wand! Feministische Konzepte zur Raumentwicklung, Pfaffenweiler: Centaurus, S.33-52.

Elektronik angewiesen und deshalb so ungut in die internationale Arbeitsteilung verstrickt ist?<sup>13</sup> Gestritten wird in der Gartenszene auch darüber, ob mobile Landwirtschaft nachhaltig sein kann.<sup>14</sup> Und bei Etsy und Dawanda werden sehr viele Dinge angeboten, bei denen man sich fragen kann, ob die Welt sie braucht, oder denken könnte: Schade um die schönen Ressourcen. Der Papierverbrauch ist bekanntlich mit dem Siegeszug des Computers nicht, wie versprochen, gesunken. Wird die Welt also demnächst von Plastikteilen überschwemmt? Und was ist mit dem Geschlechterverhältnis? Sind es nicht hauptsächlich Jungs, die sich für den Technikkram interessieren, und die Mädels fürs Knitting usw.? Viele Fragen und noch keine fertigen Antworten.

Aber ohne Zweifel finden sich im Neuen Selbermachen Aspekte von Subsistenzmoral bzw. vorsorgendem Wirtschaften: Mit anderen zusammen Lebensgrundlagen sichern (auch Mobilität); das Nötige produzieren; die Befreiung von der Fixierung auf das „Immer-mehr“; die Befragung der Produkte (welche Herkunft, welche Arbeitsbedingungen, welche Umweltzerstörung); das Faible für die (Wissens-)Allmende; die Bereitschaft zu teilen (Wissen und Gartenprodukte); die Verteidigung der Langsamkeit; der Versuch, die gesellschaftlichen Verhältnisse durch die Andersgestaltung des Alltags zu verändern.

Einfach wird das nicht werden. Es ist nämlich keineswegs so, dass den Konzernen und Finanzinstituten die Subsistenz und der Alltag egal wären, vielmehr betrachten sie sie seit jeher als das sicherste Jagdrevier für ihre Gewinne. Sie werden nicht tatenlos zusehen, dass sie ihnen abhanden kommen. Kaum haben die Guerillagärtner/-innen uns gezeigt, wie man Saatbomben herstellt, gibt es sie auch schon allenthalben zu kaufen. Diese prompte Marktreaktion ist dabei noch das Wenigste. Mit ganz anderen Bandagen wird gekämpft, wenn es um Lizenzen geht, um die Errichtung bzw. Verteidigung von Monopolen. Die Bestrebungen zur Einhegung des Internets sind bereits im vollen Gange. Die Ernährungssouveränität ist nicht im Interesse der Saatgutmultis.

Die Neuen Selbermacher/-innen werden es schwer haben. Diese andere Kultur, an der da gebastelt wird bzw. die von selber wächst, ist verletzlich. Wünschen wir ihnen Glück, bzw. mögen sie viele werden.

## Literatur

Ax, Christine (2009): Die Könnensgesellschaft, Mit guter Arbeit aus der Krise, Berlin: Rhombos Verlag

Baier, Andrea, Müller, Christa, Werner, Karin (2007): Wovon Menschen leben, Arbeit, Engagement und Muße jenseits des Marktes, München: Oekom Verlag

Bauhardt, Christine, Becker, Ruth (Hg.) (1997): Durch die Wand! Feministische Konzepte zur Raumentwicklung, Pfaffenweiler: Centaurus

---

<sup>13</sup> Der Widerspruch ist dabei nicht aufzulösen: Das Innenleben des Computers wird von jungen Frauen in Weltmarktfabriken, in quasi exterritorialen Räumen, hergestellt; um die zur Produktion notwendigen seltenen Erden werden absehbar Konflikte entbrennen, der Elektroschrott landet auf den Müllkippen der sogenannten Dritten Welt und vergiftet dort die Menschen, insbesondere die, die im „Recycling“ tätig sind. In Anbetracht von Peak Oil ist die Zukunft des WWW ungewiss.

<sup>14</sup> „Ich hatte etwas Bauchschmerzen, die Setzlinge in Plastikkörbe und Reissäcke zu stecken. Ich weiß nicht, ob man so nicht dem Anbau auf Steinwolle den Weg bereitet“, sagt Marian Schwarz zum Leipziger Projekt mobile Landwirtschaft im „Hinterhof“. Die Vorstellung, einfach überall gärtnern zu können, auf Parkplatzdächern, auf kontaminierten Böden etc., macht die Faszination der Idee aus. Ob es angezeigt ist, sich von den Bodenverhältnissen unabhängig machen zu wollen und mobile Landwirtschaft nicht höchstens als zeitweise Notlösung zu verstehen, ist angesichts der Bestrebungen zum vertikalen Gartenbau tatsächlich fraglich.

- Bennholdt-Thomsen, Veronika (Hg.) (1994): Juchitán, Stadt der Frauen, Reinbek: Rowohlt Verlag
- Crawford, Matthew B. (2011): Ich schraube, also bin ich, Vom Glück, etwas mit den eigenen Händen zu schaffen, Berlin: Ullstein Verlag
- Friebe, Holm, Ramge, Thomas (2008): Marke Eigenbau, Der Aufstand der Massen gegen die Massenproduktion, Frankfurt a. M., New York: Campus
- Klinger, Susanne (2011): Hab ich selbst gemacht, 365 Tage, 2 Hände, 66 Projekte, Köln: Kiepenheuer & Witsch
- Müller, Christa (2002): Wurzeln schlagen in der Fremde, Die Internationalen Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse, München: Oekom Verlag
- Müller, Christa (Hg.) (2011): Urban Gardening, Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt, München: Oekom Verlag
- Friebe, Holm (Jan./Febr. 2011): Anders denken, Anders leben: Selbermachen!, in: Oya Stehr, Nico (2007): Die Moralisierung der Märkte, Eine Gesellschaftstheorie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- <http://opendesigncity.de>
- <http://www.fablab-hamburg.de>